

Freitag den 9. März 1849.

## Die Volksvertretung nach Ständen.

Erwiederung.

In No. 16 d. Bl. wird eine Widerlegung des in No. 14 enthaltenen Artikels: „Die Volksvertretung nach Ständen“ versucht.

Diese Entgegnung enthält aber neben einigen historischen Daten, die für unparteiische Leser keinen Werth haben, nur noch Behauptungen, die aller Wahrheit ermangeln.

Ob Herr Prälat Mebring, oder wer immer die betreffende Idee zu Anfang dieses Landtags in einer Motion ausführte, ist wenigstens jedem Unbefangenen gleichgültig, der dem Grundsatz huldigt: prüfe Alles und das Gute behalte!

Auch die Kunde davon, daß die Kammer in ihrer Mehrheit einen entschiedenen Widerwillen gegen die Motion gezeigt und den Druck nicht zugelassen habe, kann selbstständige und urtheilsfähige Leute nicht bestören, und am allerwenigsten solche, die überhaupt die Macht der Leidenschaft und Parteilichkeit und insbesondere die Geschichte der Landtage kennen.

Wer mit der Vergangenheit nicht ganz gebrochen und nicht Alles, was sie lehrte, schon über Bord geworfen hat, der kann wohl wissen, wie es noch gar nicht so lange her ist, daß Ideen und Anträge, z. B. auf freie Presse, öffentliche und Geschworne-Gerichte, auf unbeschränktes Versammlungs- und Petitionsrecht, auf öffentliche Verhandlungen der Gemeindeangelegenheiten u. s. w. in den Kammern mit gleich entschiedenem Widerwillen bekämpft wurden und ein ähnliches Schicksal hatten, wie die Mebringsche Motion, und daß diese, nachdem man sie kaum totgeschlagen zu haben wähnte, wiederum in erneuter Lebenskraft sich erhoben, unaufhaltsam Alles mit ihrem Lebensgeist erfüllten und schon „die großen Volks- und Märzerrungenschaften“ heißen. Was nun schon so oft geschehen ist, das halten wir wiederum für möglich, und wissen darum nicht schon wegen der Kammerniederlage der Mebringschen Motion auch die Lebensunfähigkeit derselben anzuerkennen. Da wir aus guten Gründen der jetzigen Kammer so wenig, als jeder frühern oder spätern, eine übermenschliche Untruglichkeit zuzuerkennen gedenken. Wir können uns das Verfahren der Kammer schon zurecht setzen, und auch Herr Mebring wird bei dem Bewußtseyn seines gerechten und volkstümlichen Strebens damit sich zu trösten wissen, daß ihm wohl bekannt ist, wie alle Ideen nur nach und nach sich Bahn brechen und erst nach vielfacher widerwilliger Mißachtung und feindseliger Bekämpfung zu gerechter Würdigung und zum vollen Siege gelangen.

Es wird in der Entgegnung gesagt: „Nach diesem Vorschlag soll künftig nicht die gesammte Einwohnerschaft eines Bezirks denjenigen Abgeordneten wählen, zu welchem sie, sey er wer er wolle, das meiste Vertrauen hat, sondern es soll voraus durch die Verfassung bestimmt werden, daß in der Kammer die verschiedenen Stände und Berufsarten je eine gewisse Anzahl von Vertretern haben.“

Dieser Satz leidet an jener auffällenden Unklarheit, von der Strauß sagt, sie lasse ihn allemal vermuten, daß Etwas wolle behauptet werden, was wahr so sey, oder daß Etwas wolle verschwiegen werden, was so sey.

Wenn wir den Sinn errathen haben, so will dem System der Vertretung nach Ständen die volksfeindliche Absicht, das Wahlrecht und die Wahlfreiheit zu beschränken, zur Last gelegt werden, und dieses wird nicht mit einer einleuchtenden Erörterung, sondern mit einer dunkeln Behauptung versucht.

In dem angeführten Artikel ist aber so wenig eine solche Beschränkung enthalten, daß er vielmehr auf die entschiedenste Weise das Gegentheil nicht nur anstrebt, sondern geradezu fordert und an die Stelle des Vorrechts Einzelnr die Gleichberechtigung Aller setzt.

Zudem glauben wir ruhig noch dafür einstreben zu dürfen, daß auch die Mebringsche Motion zu solcher Beschuldigung gar keinen Grund gibt.

Wenn das Wahlrecht und die Wahlfreiheit auf die Eigenschaft des Staatsbürgers begründet und nicht nur im Allgemeinen, sondern ganz speciell jedem Stande zugesprochen wird, so kann am allerwenigsten von einer Beschränkung die Rede seyn, es wäre denn, daß man sie darin fände, daß einem Jedem mit dem gleichen Maaß gemessen und mit dem gleichen Gewicht gemogen werden soll. Aber die Vertrauenswahlen sollen nach dem angeregten System unmöglich seyn. Die jetzigen Abgeordneten mögen sich doch nicht tauschen und den Namen der Vertrauensmänner „der gesammten Einwohnerschaft eines Bezirks“ nicht beanspruchen, denn die Kandidaten und Gegenkandidaten, die Wahlumtriebe und Wahlkämpfe, die Wahlsiege mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen, und die Erbitterung, mit welcher die unterlegene Partei die Sieger bis mitten in die hohe Kammer hinein verfolgte, sind allenthalben noch in zu frischem Gedächtniß und sprechen zu laut dagegen, und verurtheilen das alte System.

Umgekehrt, es ist sonnenklar, daß ein Stand, der in der Hauptsache ein und dasselbe Interesse hat, weit leichter auf die Wahl des Mannes sich vereinigt, der das meiste Vertrauen hat, sey er wer er wolle, als verschiedene Stände dies können, bei ganz verschiedenen und widersprechenden Interessen.

Soll die Wahl auf einen Landmann gelenkt werden, so zweifelt der Städter, ob derselbe die städtischen Verhältnisse verstehe und zu wahren vermöge, bei einem Städter hat der Landmann seine Zweifel u. s. w.

In jedem, auch dem geringsten Stande gibt es einzelne von Natur ausgezeichnete Köpfe und Charaktere, die ihren Stand und seine Interessen mit Ehren und Erfolg können vertreten.

Solche Männer sind aber zunächst doch nur in denjenigen Kreisen bekannt, denen sie angehören und mit denen sie verkehren, und darum würde auch bei einer Wahl nach Ständen die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger sie berufen.

Wenn aber alle die verschiedenen Stände eines Bezirks auf die Wahl eines einzigen Mannes sich vereinigen müssen, was ist dann häufiger, als daß die mittlern und untern Stände der Mäx und dem Einfluß von Oben unterliegen, selbst wenn in Zukunft die Stimmenzahl nach Unten noch wird erweitert seyn.

Dann wird die Zukunft der Vergangenheit wenigstens darin wieder gleich seyn, daß gerade diejenigen Klassen des Volks, welche die Grundlage des Volkslebens bilden, da,

Schroote, Pulver,  
waaren, Schip-  
senfen, Sichel,  
Tabakspfeifen,  
waaren, Tischbe-  
materialien, Farb-  
dergleichen mehr.  
zahlreichen Zu-

mann Boger.

Id.

Chusterhanf beiter

nen bei

Schwarz.

Id.

ren.

uchenden Publi-

er in Erinnerung

elbe auf eine ab-

ksam, welche ein-

breitet, leicht ist,

Spottpreise von

ausgezeichnet ge-

Schwarz.

Id.

esuch.

ordentlichen Es-

menschen unter

in die Lehre zu

Springer,

Junftmeister.

Id.

erein.

sich künftigen

11. dies.

3 Uhr,

ung.

1. d. M.

1849,

ant der Müller

, wozu die Her-

geladen werden.

brere Müller.

Id.

llschaft.

Id.

4. d. M.,

3 Uhr,

Waldborn da-

März 1848 ge-

ers wählten sich

nt die gesammte

schaft von Gau-

Id.

brere Bürger.

wo das Volk wohl berathen wird, wiederum entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich vertreten seyn werden.

Unter den Folgen davon seufzt aber dieser Theil des Volks.

(Fortsetzung folgt) c.

Nachträglich wird hier die Rede mitgetheilt, welche bei der Volksversammlung in Altenstädt von Herrn Schul-lehrer Steimle gehalten wurde:

Mitbürger! Deutsche!

Daß wir uns nicht scheuen, das, was wir vorhaben, hier öffentlich und beim hellen Scheine des Tages zu verhandeln, ist ein Beweis, daß unsere Sache eine gute ist. Daß wir uns zugleich so zahlreich hier versammelt haben, daß wir namentlich so Viele in der Tracht der Landleute unter uns erblicken, beweist, daß unsere Sache eine Sache des Volkes ist. Denn gewiß ist es nicht bloße Neugierde, ihr Landleute, die Euch bewog, hier zu erscheinen, es ist ein mächtiges Etwas in Eurer Innern, es ist Euer Herz, das warm und deutsch schlägt, welches Euch antrieb, Eure Tritte hieher zu lenken, um mit uns ein heiliges Recht auszuüben zum Besten unseres deutschen Vaterlandes.

Ja es ist ein heiliges, ein unschätzbares Recht, dieses neu errungene freie Versammlungs- und Vereinsrecht. Es ist ja das auch dem ärmsten Deutschen zustehende Recht, Antheil nehmen zu dürfen an den Angelegenheiten des Vaterlandes; es ist das Recht, unsere Wünsche und Ansichten, unsere Beschwerden und Forderungen gemeinschaftlich auszudrücken. Und hat so die öffentliche Meinung einen Ausdruck gefunden, ist der allgemeine Volkswille ausgesprochen, welche Macht, welche Regierung, welcher Fürst wäre im Stande, ihm zu widerstehen?

Mögen wir uns dieses Recht nimmer entreißen lassen! Es wird dieses aber um so weniger geschehen können, je höher wir es zu schätzen wissen und je fleißiger wir es dem gemäß benützen. Seyen wir deshalb achtsam und wachsam. Nur ein schlafendes Volk kommt um seine Rechte und um seine Freiheit.

Es möge mir nun gestattet seyn, mit wenigen Worten auf den eigentlichen Gegenstand einzugehen, der uns hier versammelt hat, nämlich auf die gegenwärtig in Frankfurt in der Berathung begriffene Reichsverfassung, und zwar auf den Glanz- und Höhepunkt derselben — die Oberhauptfrage.

Von jeher hat unser deutsches Vaterland den zweideutigen Vorzug gehabt, sich von zwei Sternenhimmeln überwölbt zu sehn, — es ist der allgemeine, den wir mit allen Erdenbewohnern theilen, und es ist noch ein absonderlicher, ein Extrahimmel, mit etwa drei Duzenden von Fixsternen erster bis letzter Größe behangen — kurz es ist der deutsche Fürstenhimmel. Die Gestirne beider Firmamente haben mannfache Aehnlichkeit mit einander, indem sie sich, z. B. die erstern theilweise, die letztern ohne Ausnahme, in dunstiger, unreiner Atmosphäre mit Höfen umgeben; sie unterscheiden sich aber in anderer Beziehung wieder auffallend, da, während die erstern in eigenem Lichte strahlen, die letztern in erborgtem Glanze schimmern, den sie aus dem Beutel des Volks ziehen.

Ist der gestirnte Himmel auch ein lieblicher Anblick, so ist er eben doch ein Nachthimmel; Schatten und Dunkel bedeckt das Erdreich und unheimliches Schweigen. Aehnliche Dunkelheit hat von jeher auch unser Fürstenhimmel über das arme deutsche Vaterland verbreitet; ja die Nacht war so düster, die Finsterniß so ägyptisch, daß — es ist schrecklich zu sagen — der Deutsche den deut-

schon Bruder nicht mehr sehen und erkennen konnte. Gespenster jeglicher Art hatten in diesem schaurigen Dunkel einen willkommenen Tummelplatz gefunden, Mächte der Finsterniß ungeschert ihre Herberge errichtet. Deutschland aber schlief und merkte nicht, wie ihm Recht und Freiheit abhanden kamen; es schlief, während indessen gierige Blutsauger an seinem Leben und Mark zehrten.

Da geschah plötzlich — noch einige Male Sonnenaufgang, und ein Jahr ist über dieses wunderbare Ereigniß hinweggerollt — da geschah ein Brausen vom Himmel, wie eines gewaltigen Sturmes, und eine Donnerstimme schlug an das Ohr des schlaftrunkenen deutschen Volkes: „Wache auf, der du schläfst! Stehe auf von den Todten!“ Es erwachte und traute seinen Sinnen kaum ob den Wundern, die da geschahen. Ein blißender Strahl zückte in Westen auf und fuhr wie ein Wetter über die Völker dahin. Es schien, als sollte der große Gerichtstag anbrechen, und als wollte der Herr vom Himmel herabfahren, um Parthie zu nehmen für sein unglückliches, geknechtetes Deutschland. Zeichen geschahen am Himmel und auf der Erde. Die Kräfte der Erde bewegten sich und die Sterne am Himmel — nämlich am deutschen Fürstenhimmel — wankten unsäthig hin und her und ihr Glanz erbleichte zusehends. Bald, hoffte man, werden noch größere Zeichen geschehen, — diese Sterne werden vom Himmel fallen, es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, und an der Stelle der erloschenen Gestirne wird die allbelebende, segensreiche Sonne der deutschen Freiheit strahlen.

Diese Freiheitssonne am Horizonte herauszuführen, wäre Aufgabe unserer Reichstags-Abgeordneten zu Frankfurt gewesen. Aber so Hoffnung erregend für die Erwartungen des Volks diese sich Anfangs auch anließen, so erkannte letzteres doch bald, welchen bedauerlichen Mißgriff es in der Wahl der Mehrzahl dieser Abgeordneten gethan hatte. Mit Schmerz und Unwillen sahen wir, wie diese Mehrzahl von dem würdigen Berufe als Volksvertreter in die Rolle von Tausendkünstlern und Tuschenspielern zurückfiel, welche, statt dem Volke die ersehnte Freiheit zu bringen, bewußt oder unbewußt seine Sinne mit Scharnsteinbildern und Nebelgestalten umgaukelte, während unterdessen die Macht der Fürsten sich immer mehr stärkte.

So ist denn ein Jahr über unsern Hoffnungen hinweggegangen; der Himmel steht wieder so fest als je und seine Gestirne strahlen noch über unsern Hauptern in unnahbarer Glorie. Ja noch mehr; ein neues Gebilde soll durch die weise Kunst unseres Reichstags an diesen Himmel hingezaubert werden, jedoch keine Sonne, sondern eben wieder ein Nachtgestirn — ein Komet oder Unglückstern mit einem entsetzlich langen, rüthenartigen Schweife; sie nennen dieses Wunderding — deutscher Kaiser.

Sie haben nämlich beschlossen, das künftige Oberhaupt Deutschlands solle den Titel „deutscher Kaiser“ führen, und soll von den deutschen Fürsten aus ihrer Mitte gewählt werden. — Das sind aber unheilvolle Beschlüsse. So beschließen heißt das deutsche Volk als eine gleichgiltige Sache zur Seite schieben, um unsere Fürsten desto mehr zur Geltung zu bringen. So beschließen, heißt die Mutter, welche diese Herren nach Frankfurt sandte — die deutsche Revolution — höhne mit Faustens ins Anzesicht schlagen.

Nein, erklären wir frei und unverhohlen, daß wir keinen deutschen Kaiser wollen. Wir haben dieses Kleinod schon einmal besessen, und was brachte es uns? Zerstreuung nach innen, Schwäche nach außen.

Erklärten. Zwafer solle kein zwölfs-jähriger, kein einjährige mir senderer geborner und wäre geräth man vollführen sammlung durch unse Kaiser. rückzuhalt fluch- und verewigen; legen, wo zu erwart blutige Re

Erklär Erbkaifert ein solches ferem Vater lung Deu lich aber helm IV.

ihn ja, der macht. N chungen n und sie br ständnisse der freveln an die Vo ordneten m zu Strafe Zuchtbaue Fürsten, d das Recht big wieder

Wir thum, da haben; wi

Was Deutschan Macht für halb ei Dräsi de Der W i

solten er pfange er finden wi der Mann

Diese den Stan gebührt. theilen, w Jedes öffe zugänglich

Das von Knecht stammten. Das ist ei

Erklären wir, daß wir keinen erblichen Kaiser wollen. Zwar haben sie in Frankfurt beschlossen, dieser Kaiser solle kein erblicher seyn, auch kein lebenslanger, auch kein zwölf- oder achtjähriger, auch kein sechs- oder vierjähriger, auch kein drei- oder zweijähriger, endlich auch kein einjähriger; aber dieser Beschluß enthält — man verzeihe mir den Ausdruck, da mir im Augenblicke kein passenderer einfällt — einen Unsinn. Das wäre ein todtegeborener Kaiser, ein Kaiser aber muß ein Leben haben, und wäre es auch nur das einer Eintagsfliege. So aber geräth man in Sackgassen, wenn man etwas Ungeschicktes vollführen will. Helfen wir daher unserer rathlosen Versammlung in Frankfurt einigermaßen am Berg hinauf durch unsere entschiedene Protestation gegen einen erblichen Kaiser. Erblich, das ist ein Wort, fähig den Athem zurückzuhalten; ein erbliches Kaiserthum einsehen, heißt eine fluch- und unheilvolle Anstalt im deutschen Vaterlande verewigen; es heißt dem deutschen Volke ein Uebel auflegen, wovon auf gefeßlichem Wege keine Abhülfe mehr zu erwarten ist; es heißt ein Freiheit suchendes Volk auf blutige Revolution anweisen.

Erklären wir insbesondere, daß wir kein preussisches Erbkaiserthum wollen. Mit welchem Opfer müßten wir ein solches erkaufen? Mit Ausweisung Ostreichs aus unserm Vaterlande, also mit Verstümmelung und Zerstückung Deutschlands, was Gott verhüten wolle! Namentlich aber wollen wir den Preussenkönig Friedrich Wilhelm IV. nicht als deutsches Oberhaupt. Wir kennen ihn ja, denn er hat sich einen Namen in Deutschland gemacht. Wir kennen ihn als einen Fürsten, dem Versprechungen nicht heilig sind, der mit Fürstenworten spielt, und sie bricht, wie Strohhalm; der um kleiner Mißverständnisse willen sein Volk zu Tausenden niederkartätscht; der frevelnd Hand anlegt an das heiligste Recht des Volks, an die Volksvertretung, indem er die freisinnigen Abgeordneten mit Militärgewalt auseinanderreibt, sie von Straße zu Straße, von Haus zu Haus hebt, bis sie endlich im Zuchthause zur Ruhe kommen; wir kennen ihn als einen Fürsten, der kein anderes Recht der Völker anerkennt, als das Recht, um Fürstengnaden zu betteln, die man beliebig wieder entzieht.

Wir wollen aber auch kein östreichisches Erbkaiserthum, da wir überhaupt zu unsern Fürsten kein Vertrauen haben; wir kennen sie ja nicht erst seit heute.

Was wir wollen, das ist eine Macht an der Spitze Deutschlands, vom Volk, nicht von Fürsten getragen; eine Macht fürs Volk, nicht für Fürsten; wir wollen deshalb einen aus Volkswahl hervorgegangenen Präsidenten, und wählbar sey jeder Deutsche. Der Würdigste stehe an Deutschlands Spitze; sollten wir diesen im Kreise der Fürsten finden, so empfangen er diese hohe Würde aus den Händen des Volks; finden wir ihn in den Reihen des Volks, so sey dieser der Mann unseres Vertrauens.

Dieses Recht muß das deutsche Volk haben, wenn es den Standpunkt einnehmen soll, der einem freien Volke gebührt. Das ist ein Recht, das uns die Grundrechte ertheilt, wo es heißt: Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Jedes öffentliche Amt ist für jeden dazu Befähigten gleich zugänglich.

Das ist eine Gott wohlgefällige Wahl, der kein Volk von Knechten, sondern freie Völker liebt, die ihre angekommenen Menschenrechte nicht vergraben oder veräußern. Das ist eine Wahl nach dem Herzen Gottes, der seine Aus-

erwählten auch nicht gerade unter Fürsten sucht, weil sie Fürsten sind, sondern unter allerlei Volk, wer recht thut, der ist ihm angenehm.

Die Frage, ob ein solcher aus Volkswahl hervorgegangener Präsident auch Macht haben werde, ist eine mäßige; denn sie hat bereits ihre Beantwortung gefunden in der ewig denkwürdigen Revolution im Frühjahr 1848. Da brauste die Macht des Volks vor die Thronen, wie ein reisender Bergstrom und die Thronen beugten sich. Diese Macht ruht noch, sie ruht immer im Volke, aber erwachen muß der Löwe. — Ein kräftiges Parlament und ein wachsame, auf sein Recht und seine Freiheit eifersüchtiges Volk, das gibt eine Präsidentenmacht, der Nichts zu widerstehen vermag. — Die Macht ruht ja nicht allein in Kanonen und Bajonetten, sie ruht noch viel mehr im Rechte und in der Wahrheit. Ist ein Gedanke, ein Verlangen wahr und recht, so sind sie auch möglich. Deshalb, so gewiß Recht — Recht ist, Recht bleiben und werden muß, so gewiß muß es noch mehr werden, und mit frohem Bewußtseyn und freudigem Siegesvorgefühle spreche ich es aus: „An der Spitze des deutschen Volkes, an der Spitze eines jeden Volkes keiner — als der Würdigste!“

### Bruderliebe.

Den 3. März früh zwischen 7—8 Uhr kam von der Anhöhe bei der Prag, links der Straße nach Ludwigsburg auf dem Ackerfelde gegen dem Feuerbacher Stationsgebäude der Eisenbahn, ein Militärsträfling im vollen Laufe, hinter demselben einige bewaffnete Soldaten mit dem Ruf: haltet Ihn! der Sträfling hatte jedoch eine große Strecke voraus und würde wahrscheinlich sein Vorhaben erreicht haben, wenn nicht ein Zufall, ein zum Erdensühren bestimmtes Fuhrwesen von Feuerbach, welches einen Hausbündel bei sich führte, der dem Flüchtling nachgesetzt wurde, denselben beim Fuß erfassend zu Boden geworfen hätte. Kaum hatten die Militärs ihren Ausreißer ergriffen, so kam über dasselbe Feld von der Ludwigsburger Straße her ein gut gekleideter Herr mit einem Oberkleid im Arm athemlos auf den Gerängenen zugerannt mit dem Ruf: ach Gott mein Bruder! und sank zusammen. An einem andern Orte soll die Schwester und der Vater desselben mit einem Fuhrwerk gebalten haben, um den Flüchtigen sofort aufzunehmen. Der Sträfling soll aus Heilsbrunn seyn und Käßler heißen. Er war einer von dem achten Regiment.

### Wie der Katman seine Jungen vertheidigt.

Daß jedes Säugethier, jeder Vogel sich seiner Jungen außerordentlich annimmt, ist eine bekannte Sache. Bei den Säugethieren beschränkt sich diese Anhänglichkeit allerdings mehr auf die Mutter, welche, ist von Raubthieren die Rede, nicht selten die Jungen gegen den eigenen Vater schützen muß. Die Kage geräth reißbar gar oft in Kampf mit dem Vater, der die eigenen Kinder fressen will, und dasselbe gilt von der Löwin gegen den Löwen, der Tigerin gegen den Tiger. Bei den Vögeln, welche meist paarweise leben, ist diese Anhänglichkeit noch viel ausgedehnter. Männchen und Weibchen bauen gemeinschaftlich das Nest, brüten wechselseitig die Eier aus und füttern ebenso um die Wette die ausgebrüteten Jungen. So wie wir aus diesen beiden Klassen der Thiere hinab ins Reich der übrigen Arten steigen, wird dieses Verhältnis nur mehr ausnahmsweise beobachtet, und die Beobachtung selbst ist oft

äußerst zweifelhaft. Von den Fischen z. B. weiß man fast kaum eine und die andere Art, wo das Weibchen für seinen Laich und die Jungen sorgt. Mit den Amphibien ist ein Gleiches der Fall. Unter den Insekten sind uns hauptsächlich die Bienen und Ameisen dadurch bekannt. Um so dankbarer werden wir daher genauere Nachweisungen darüber aufzunehmen haben, wenn sie von sorgsamem Beobachtern herrühren, und die Thierarten selbst nur selten in den Kreis der Beobachtung treten. Namentlich gilt dies vom furchtbaren Kaiman, einer Art des Krokodilgeschlechts, heimathlich in Südamerikas Sümpfen und Flüssen, am nächsten verwandt mit dem dort ebenfalls hausenden Alligator, von dem er sich hauptsächlich durch bedeutendere Größe unterscheidet.

Gerade über den Kaiman berichtet uns der Reisende N. Schomburgk gar Manches, da er ihn auf seinen Reisen in Guiana oft sah und beobachtete und über ihn Erkundigungen einzog. Es sind die Kaimans, erzählt er, die raubgierigsten und gefräßigsten Thiere; sie verschlucken sogar Steine und Holzstücke, die sie in ihrer Nähe für genießbar halten. Um zu sehen, wie sie ihre Beute ergreifen, band er oft Vögel oder große Fische auf ein Stück Holz und ließ dies fortschwimmen. Langsam kam alsdann der Kaiman herbei, so daß sich nicht einmal die Oberfläche des Wassers bewegte. So wie er aber nahe genug war, beugte er sich halbkreisförmig zusammen und schleuderte nun mit seinem kräftigen Schwanz, dessen Spitze er bis zum Rachen biegen kann, Alles, was der Schwanz erreichen konnte, in den geöffneten Rachen hinein; dann tauchte er mit der Beute unter und schwamm so dem Ufer zu, den Raub zu verzehren, indem er, war letzterer nicht zu groß, sich nur mit dem Oberkörper aus dem Wasser herausstreckte. Fische sind ihm die gewöhnlichste Nahrung; mit dem Schwanz schlägt er sie in der bezeichneten Art todt und schleudert sie mit ihm in die Luft, um sie dann beim Herabfallen mit dem offenen Rachen aufzufangen. Das Zusammenklappen der Kinnladen, das Schlagen mit dem Schwanz bringt ein so lautes Geräusch hervor, daß man es weit hin während der stillen Nacht hören kann. Noch viel anziehender ist jedoch die Beobachtung, welche N. Schomburgk über die Anhänglichkeit macht, welche der weibliche Kaiman zu seinen Jungen hat. Als er mit einem Indianer den Awaricusfluß entlang ging, vernahm er ein eigenthümliches Geschrei, dem von jungen Rachen ähnlich, daß er in der That meinte, es sey eine Tigerkatz in der Nähe, welche Junge babe. Allein der Indianer zeigte nach dem Wasser: Junge Kaimans! rief er. Die Löwe kamen unter einem Baume hervor, dessen Wurzeln unterwaschen waren, und welcher sich dabei ziemlich übers Wasser hingebeugt hatte. Beide rutschten auf dem Stamme nach der Krone des Baumes hin und saßen nun eine Zahl junger Kaimans, alle etwa 1 1/2 Fuß lang; sie spielten im Wasser, im Schatten der Baumkrone, und der Indianer schoß seinen Pfeil auf eins so richtig ab, daß er das zappelnde und kreischende Thier verausfischen konnte; denn die Höhe betrug kaum drei Fuß. Aber in demselben Augenblicke tauchte die Mutter desselben empor in den Zweigen und stieß ein schauerliches Gebrüll aus, das mit keinem andern, weder mit dem des Dachsen noch des Jaguars zu vergleichen war, aber Mark und Bein durchschütterte. Bald kamen noch andere Kaimans herbei und wienen der Mutter beistehen zu wollen, indem diese sich weit nach oben herausstreckte und die Räuber

ihres Jungen herabzureißen drohte. Der Indianer ließ das Junge vor ihren Augen zappeln und schreien und reizte so ihre Wuth noch mehr. Von mehreren Pfeilen verwundet, tauchte sie für einige Augenblicke unter, um noch wüthendere Angriffe zu machen. Der ruhige Wajerspiegel, von ihrem gekrümmten Schwanz gepeitscht, hatte sich in eine aufgeregte Wogenmasse verwandelt. Ein einziger Fehltritt oder Fehlgriß wurde unmittelbar in den Rachen des Thieres geführt haben, als ob man auf dem Baume den Rückweg antrat. Das Thier folgte bis zum Ufer und ließ erst dann von seiner Halsstarrigkeit nach, denn am Lande sind die Kaimans furchtsam und pflegen ihre Wehrlosigkeit selbst fühlend, die schleunigste Flucht zu ergreifen, um zu dem Elemente zu gelangen, in welchem sie die gefährlichsten Bewohner sind. Der junge Kaiman ward nun näher untersucht; es schien, als ob er erst vor wenig Tagen aus dem Ei geschlüpft sey; denn man fand das Nest etwa 30 Fuß vom Ufer entfernt, in einer Vertiefung des Bodens, indem eben so viele Eier, nach den Schalen zu schließen, darin schichtweise gelegen haben mochten. Jede Schicht war von der andern durch Blätter und Schlamm getrennt und, wie es schien, die oberste Schicht ebenfalls mit Schlamm-erde zugedeckt gewesen. Demnach mußten sich die Kaimans ins Unendliche vermehren. Allein auf dem Wege vom Neste, wenn sie ausgetrocknet sind, nach dem Wasser hin, was von ihnen natürlich nur langsam erreicht werden kann, fallen die Raubvögel über sie her, und die männlichen Kaimans scheinen die Brut besonders gern zu fressen. Insofern sind also der Vermehrung ansehnliche Schranken gesetzt. Am nächsten Morgen begab man sich noch einmal nach dem Flusse, die Mutter des jungen getödteten Kaimans mit Buchse und Kugeln aufzusuchen; aber sie war verschwunden und hatte ihre übrigen Jungen mitgenommen. Zahllose Köpfe von andern ragten dagegen aus dem Wasser hervor, und einer davon ward im Laufe des Tages von zwei Indianern erlegt, indem sie dem Ungethum, das über 14 Fuß Länge und mehr als 4 Fuß im Umfange hatte, sieben Kugeln zuseuerten, wovon die siebente durchs Auge ins Gehirn gedrungen war. Ein betäubender Moschusgeruch entströmte dem Kadaver, als er am Ufer lag, gerade wie beim Nilkrokodil, das man dadurch wohl 5 - 600 Schritte weit riechen kann. Er entwickelt sich, wie bei andern Thieren, welche dadurch ausgezeichnet sind, aus Drüsen am Unterleibe.

**Den Manen der für die Freiheit Gefallenen.**

Den Manen derer, die gefallen  
Für Volkswohl, Freiheit, Vaterland.  
Soll auch des Herzens Dank erschallen,  
Daß alle Luste wiederhalles  
Vom Rhein bis an Giron's Strand!  
Geblutet habt ihr für die Brüder,  
Das Leben ausgehaucht im Streit,  
Druin legt der Deutsche treu und bieder  
Des Herzens Dank in seine Lieder  
Und hofft auf deutsche Einigkeit.  
Der Stern, der über Deutschlands Gauen  
Hellschimmernd in die Nacht geblickt,  
Muß blutgeröthet, hart vor Gironen,  
In blausige Verwirrung schauen -  
Auf Brüder wird das Schwert gezückt!  
Ihr habt die Lorbeern euch errungen,  
Der Brüder Liebe ruft euch zu:  
„Heil Euch, die ihr hindurch gedrungen,  
Der Freiheit eine Bahn erzungen,  
Gott geb Euch in Walsalla Ruh!“

J. M. M.

**M**

**No**

**D**  
Nachsteh  
biemit zur  
und den  
schaubehö  
empfohlen.

**R.**  
In Anse  
Einrichtun  
heren Stoc  
mung von  
ämtern Folg

1) die  
innerhal  
ändern, al  
nur in de  
wenn der  
errichtet  
fe uer fest  
wände nich  
sondern au

II) Back  
des Gebäu  
Raume im  
der Küche  
geseht wer  
raume das  
nen unter  
statter wer

1) der B  
fes muß er  
oder auf  
nernem G  
Pfeilern e  
ruben.

In den  
Pfeiler ode  
wölbe oder  
Eisenkonstr  
zu verbind  
zu stehen k  
Backofen  
werden.

2) Die Un  
des, an we  
wird und n  
findet, muß  
Breite des  
Stein sehn  
nerne Mau

